

Indiens Tsunami Ringen nach Sinn

Bewältigung zwischen Abschottung und Auslandshilfe

Fakten und Eindrücke einer Reportage-Reise

Von Priya Esselborn

Es sind immer die gleichen Geschichten, die man in den unzähligen Flüchtlingslagern im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu zu hören bekommt. Wie die verheerende Flutwelle am 26. Dezember so unerwartet über die Küstengebiete hereinbrach, wie die Menschen um ihr Leben rannten, wie sie Kinder, Verwandte, ihr Hab und Gut, alles, was ihnen lieb und teuer war verloren, haben.

Am schlimmsten hat der Tsunami in Tamil Nadu die Stadt Nagapattinam getroffen, die etwa 330 Kilometer südlich von Madras (Chennai) liegt. Allein in diesem Distrikt kamen schätzungsweise 5.000 Menschen ums Leben, obwohl die Behörden die Zahl aller Toten für Indien, einschließlich der Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren, offiziell mit 10.749 angeben (Stand: 11.02.05). Doch dies sind nur die bestätigten Opfer.

Knapp 180.000 Betroffene müssen in Nagapattinam versorgt werden. Eilends wurden daher Schulen und Gemeindehallen zu Flüchtlingslagern umfunktionierte, in denen oft bis zu eintausend Menschen untergebracht sind. Die hygienische Situation dort ist schlecht. Die meisten Überlebenden sitzen auf dem nackten, schmutzigen Boden, der nur an einigen Stellen mit dünnen Matten ausgelegt ist. Gibt es Toiletten, dann sind sie bei der Vielzahl von Menschen inzwischen in einem jämmerlichen Zustand. Doch die Betroffenen erhalten drei warme Mahlzeiten am Tag, die aus Linsen, Gemüse, Reis und Fladenbrot bestehen, dazu fri-

sches Trinkwasser und Kleider.

Für die Überlebenden ist dies nur ein schwacher Trost. Viele sitzen apathisch auf dem Boden, leer und ohne Hoffnung ist ihr Blick, manche haben Schuldgefühle, dass sie am Leben sind, sie ihre Kinder aber nicht haben retten können. Die indische Regierung hat ihnen Entschädigungszahlungen von 100.000 Rupien (ca. 1.850 Euro) zugesagt, sollten sie einen nahen Angehörigen verloren haben und 4.000 Rupien (ca. 75 Euro) für ein zerstörtes Haus. Wann diese Summen ausbezahlt werden, ist jedoch unklar. Die Mühlen der indischen Behörden mahlen seit jeher langsam.

Nothilfemaßnahmen der indischen Bundesregierung in Südindien

Die Einsatzleiter in Nagapattinam bitten jedoch um Verständnis, dass sie sich auch erst auf diese neue Art der Katastrophe einstellen mussten. „Zunächst brauchen wir Mut. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie von einem Tsunami gehört“, erzählt ein Polizeihaupt-

kommissar. „Bei einem Bahnunglück, einem Zyklon oder einer Flut kann man Dinge voraussagen und wir können reagieren. Aber bei diesem Tsunami, der so plötzlich und unerwartet über uns hereinbrach, waren wir in den ersten Tagen nicht in der Lage, angemessen zu reagieren.“

„Zunächst brauchen wir Mut. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie von einem Tsunami gehört“, erzählt ein Polizeihauptkommissar.

Wie unvorstellbar die Wucht der Flutwelle gewesen sein muss, ist an den völlig verwüsteten Küstenregionen abzulesen. Von Madras bis Kanniyakumari, dem südlichsten Zipfel Indiens, sind es etwa 700 Kilometer - an vielen Stränden sieht es

aus wie nach einem Bombenangriff. Selbst Küstenregionen im Süden Keralas, also an der Westküste Indiens, sind betroffen.

Leichen, die angespült oder unter den eingestürzten Häusern gefunden werden, müssen wegen der Seuchengefahr schnell beseitigt werden. Doch die Behörden und die indische Armee arbeiten schnell und gründlich, was auch Hilfsorganisationen bescheinigen. Mit Bulldozern und schwerem Gerät sind tausende Helfer aus allen indischen Bundesstaaten pausenlos im Einsatz, schon etwa eine Woche nach der Katastrophe war beispielsweise die Strandregion in Nagapattinam von den Bergen von Trümmern und entwurzelten Bäumen gereinigt.

Die Botschaft sollte sein: „Indien hat die Möglichkeit, anderen zu helfen, selbst wenn es selber angeschlagen ist.“

Es scheint, dass Indien zumindest auf dem Festland tatsächlich die Ressourcen, das erforderliche Know-how, die Logistik und auch die nötige Erfahrung im Krisenmanagement hat, um einer solchen Krise Herr zu werden. Nach der Katastrophe hatte die Regierung in Neu Delhi im Westen Irritationen ausgelöst, als sie internationale Hilfsangebote ablehnte. Von Arroganz war die Rede, und von falschem Stolz, unter dem die Flutopfer leiden würden. Für die indische Regierung war die Flutkatastrophe aber eine große politische Chance, sich nicht nur als selbstbewusste Regionalmacht zu präsentieren, sondern auch als kommende Großmacht, der ein ständiger Sitz im Weltsicherheitsrat, wie angestrebt, zustehe. Wohl deshalb landeten nur einen Tag nach der Tragödie bereits die ersten Flugzeuge mit Hilfsgütern in Sri Lanka, später auch auf den Malediven und in Indonesien. Die Botschaft, so schrieb es das indische Nachrichtenmagazin *India Today*, sollte sein: „Indien hat die Möglichkeit, anderen zu helfen, selbst wenn es selber angeschlagen ist.“ Dabei lehnte die Regierung Auslandshilfe von Anfang an nicht brüsk ab,

sondern betonte immer wieder, dass man nach der ersten Nothilfephase beim späteren Wiederaufbau ausländische Unterstützung durchaus in Anspruch nehmen könne.

Spenden und Hilfsbereitschaft der indischen Bevölkerung

Die Spendenbereitschaft und das Mitgefühl für die Flutopfer in Indien sind beeindruckend. Es scheint, als ob die Katastrophe alle zusammengeschweißt hat. Barrieren wie Religion, Kaste oder politischer Hintergrund existieren nicht mehr. So nahm zum Beispiel eine Moschee in Cuddalore, einem Fischerort etwa 180 Kilometer südlich von Madras, fast eintausend Hindus und Christen auf. „Wir sind doch alle Brüder und zu helfen ist unsere Pflicht“, versichert der muslimische Gemeindepräsident in Cuddalore.

Mehr als 60 Millionen Euro hat die indische Bevölkerung bisher gesammelt. Aus allen Bundesstaaten strömen die Menschen in die betroffenen Regionen, um zu helfen. Viele kochen zuhause, fahren dann zu den Fischerdörfern und verteilen das Essen, selbst wenn es nur für fünf oder sechs Familien reicht. Auch die NRIs, *Non-residential Indians*, senden Millionen aus dem Ausland. Touristen, die ihren Urlaub etwa in der internationalen Gemeinschaft von Auroville nahe der Stadt Pondicherry verbringen, schreiben Kettenmails an ihre Freunde zuhause und helfen bei den Aufräumarbeiten.

Doch die Verteilung von Hilfsgütern wie Lebensmitteln, Haushaltswaren und Medikamenten verläuft nicht immer koordiniert. Oft kommt es zu tumultartigen Szenen, wenn die Hilfsorganisationen in die betroffenen Dörfer fahren. Denn die Menschen haben Angst. Sie befürchten, dass sie die Hilfe, die sie heute noch bekommen, morgen vielleicht schon nicht mehr erhalten. Die Behörden entsenden daher Sicherheitskräfte, die die Menschen zwingen, sich in einer Schlange anzustellen. Auch werden immer wieder Vorwürfe laut, dass Hilfsgüter von den korrupten Behörden verkauft oder an die eigenen Familien verteilt werden. Und nicht jede Art von Hilfe ist tatsächlich den

Bedürfnissen der lokalen Bevölkerung angepasst. Immer wieder werden Hosen, Röcke und T-Shirts an die Menschen verteilt – westliche Kleidung, die hier traditionell nicht getragen wird. Zudem sind die Kleidungsstücke gebraucht und alt. Diese „unreinen“ Kleider sehen die Menschen als Affront, deshalb liegen sie überall verstreut auf den Straßen herum.

**„Unreine“ Kleider
sehen die Menschen
als Affront.**

Die Situation auf den Andamanen und Nikobaren

So schnell die Behörden in Südindien die Nothilfe auch vorantreiben konnten, auf der Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren gelang ihnen dies nicht. Dieses indische Unionsterritorium mit seinen etwa 570 Inseln liegt rund 1.200 Kilometer östlich von Madras und im Nordwesten von Sumatra. Nur 36 der stark bewaldeten Inseln, die sich in einem Bogen über 700 Kilometer erstrecken, sind bewohnt. Einige sind Reservate für die dort beheimatete Stammesbevölkerung.

Die gesamte Hilfe wird von Port Blair, der Provinzhauptstadt auf den Andamanen, koordiniert sowie von Car Nicobar, einer Nikobareninsel, auf der die indische Armee einen großen Stützpunkt hatte. Trinkwasser, seit jeher ein knappes Gut, muss teilweise von Kalkutta oder Madras nach Port Blair geflogen und dann weiter verteilt werden. Noch nach mehr als zwei Wochen evakuiert die indische Armee jeden Tag Menschen von den überfluteten Inseln nach Port Blair, da sie nur dort in Flüchtlingslagern medizinisch versorgt werden können. In den ersten Tagen, als die Flüchtlingslager in Port Blair noch nicht für die Massen von Überlebenden hergerichtet waren, wurden viele Überlebende auch nach Madras geflogen. Über indische Fernsehsender wie *Aaj Tak* und *NDTV*, deren Reporter auf den Andamanen und Nikobaren vor Ort sind, suchen die Überlebenden deshalb immer wieder in herzzerreißenden Szenen nach ihren von ihnen getrennten

Familienangehörigen. Und niemand weiß so genau, wie viele Menschen noch auf Hilfe warten.

Informationen über das tatsächliche Ausmaß der Katastrophe sind kaum zu erhalten, besonders ausländische Medien werden mit großem Misstrauen betrachtet.

Informationen über das tatsächliche Ausmaß der Katastrophe sind kaum zu erhalten, besonders ausländische Medien werden mit großem Misstrauen betrachtet. Vielleicht wollen die Behörden die eigenen Schwächen im Krisenmanagement vertuschen? Fakt ist, dass Hilfsorganisationen von den Behörden in ihrer Arbeit behindert wurden und dass die Hilfe die Menschen teilweise erst sehr spät erreicht hat. Die Behörden begründen dies damit, dass sie erst wieder eine grundlegende Infrastruktur herstellen mussten. Denn auf manchen Inseln waren Straßen überflutet oder durch herabgestürzte Bäume unpassierbar geworden.

Lange war auch über das Schicksal der Stammesbevölkerung in den Reservaten spekuliert worden. Fünf von ihnen, die Shompen, die Jarawas, die Sentinelesen, die Andamanesen und die Onge, werden gemeinhin als „primitive“ Stämme bezeichnet. Sie sind Jäger und Sammler, von kurzer Statur und dunkler Hautfarbe. Ihre Herkunft gilt noch als ein Geheimnis und ihre Sprachen sind mit keiner anderen auf der Welt verwandt. Schon vor der Katastrophe hatten die Behörden den Zugang für Medien, Privatleute und Touristen zu den Reservaten strikt reglementiert, um die Eigenständigkeit und Traditionen dieser Stämme zu bewahren. Viele Populationen, wie die der Sentinelesen, haben nach dem letzten Zensus vom Jahr 2001 nur ein paar Dutzend Mitglieder.

Allgemein gab es die Hoffnung, dass die Urvölkerstämme die Katastrophe

ohne Verluste überlebt haben könnten, da sie ein bewährtes traditionelles Wissen über Vorgänge in der Natur besitzen. Tatsächlich berichtete der Älteste der Jarawas, dass er seinem Stamm geraten habe, sich nach dem Erdbeben – und noch vor der Flutwelle – sofort in höher gelegene Regionen zurückzuziehen. Auf keinen Fall sollte jemand unter einem Baum Zuflucht suchen, um nicht verletzt zu werden. Alle Jarawas konnten sich retten und können sich wie die Shompen und die Sentinelesen weiterhin selbst versorgen. Die Andamanesen und die Onge mussten hingegen nach Port Blair evakuiert werden, da die Verwüstungen auf ihren Inseln zu groß waren. In Port Blair werden sie in separaten Lagern versorgt, damit ihre Dorfstruktur erhalten bleibt und sie nicht durch das Zusammentreffen mit fremden Menschen irritiert werden.

Die Kosten für den Wiederaufbau in Südindien und den Andamanen und Nikkobaren werden mit etwa 400 bis 500 Millionen Euro beziffert. Bis alle Schäden behoben sein werden, kann es mehrere Jahre dauern. Doch die Überlebenden leben mit dem Grauen bis zu ihrem Lebensende. **D**

► **Zur Autorin:** Priya Esselborn, Theaterwissenschaftlerin und Indologin, arbeitet als freie Journalistin. Für die Deutsche Welle berichtete sie aus Südindien sowie von den Andamanen und Nikkobaren über die Flutkatastrophe.

